

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 55=75 (1909)

Heft: 26

Artikel: Die Psychologie des Kampfes

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-98801>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Allgemeine Schweizerische Militärzeitung.

Organ der schweizerischen Armee.

LV. Jahrgang. Der Schweizerischen Militärzeitschrift LXXV. Jahrgang.

Nr. 26.

Basel, 26. Juni.

1909.

Erscheint wöchentlich. — Preis per Semester für die Schweiz Fr. 5. — Bestellungen direkt an „Benno Schwabe & Co., Verlagsbuchhandlung in Basel“. Im Auslande nehmen alle Postbureaux und Buchhandlungen Bestellungen an.

Inserate 35 Cts. die einspaltige Petitzeile.

Verantwortlicher Redaktor: Oberst U. Wille, Meilen.

Inhalt: Zur Psychologie des Kampfes. — Eidgenossenschaft: Eidgenössische Militärbibliothek. (Schluss.) Ausland: Frankreich: Das tragbare Schanzzeug. — Oesterreich-Ungarn: Uebungsreisen. — Italien: Ein offizielles Werk über den Krieg im Jahre 1859. — Belgien: Tragbares Maschinengewehr.

Anzeige.

Den verehrlichen Abonnenten der Allgemeinen Schweizerischen Militärzeitung bringen wir hiermit zur Kenntnis, dass Herr

Oberst Fritz Gertsch

auf 1. Juli in die Redaktion des Blattes eintreten wird.

Hochachtungsvoll
Benno Schwabe & Co.,
Verlagsbuchhandlung.

Zur Psychologie des Kampfes.

Ueber diesen hochinteressanten Gegenstand ist schon sehr viel geschrieben worden und doch schreibt man nie genug darüber, denn das Thema ist so vielseitig und lehrreich wie kaum ein andres. Der kürzlich verstorbene russische General Wereschtschagin, der Bruder des berühmten Malers Wassili, der seinerzeit mit Admiral Makaroff auf dem Panzerschiff Petropawlowsk zugrunde gegangen ist, hat uns in seinen Memoiren („In der Heimat und im Kriege“, deutsch von A. v. Drygalski, Verlag von R. Eisenschmidt in Berlin) nicht nur ein anschauliches Bild vom Leben und Treiben im russischen Offizierskorps, sondern auch von der Wirkung des Krieges und des Kampfes auf den Menschen hinterlassen. Es mutet uns ganz eigentümlich an, wenn wir die Schilderungen lesen. Ueber die Wirkung der ersten Granaten auf die Zuschauer erzählt er z. B.:

„Mittlerweile beginnen die Türken auch aus einer Uferbatterie auf uns zu schiessen. Wieder blitzt eine Flamme auf, der gleich der

Rauch folgt — man hört sogar das Sausen des Geschosses. Mir steht das Herz still, weniger aus Angst, sondern vor Erwartung, wo die Kugel einfallen würde. Ganz nahe bei uns schlägt sie ins Wasser.

Wieder hört man beim Publikum Gelächter und Spässe, aber schon bedeutend zahmer — da die Türken sich augenscheinlich einschossen. Auf diesen zweiten Schuss folgt ein dritter. Die Granate krepirt hinter uns auf dem Hofe des Regimentsstabes und hätte bald dem alten Skobelew, der langsam zurückging, gefährlich werden können.

Nach diesem Schuss verstummen die Scherze ganz und gar. Das herumstehende Publikum begann unter verschiedenen Vorwänden auseinander zu gehen. Ein neben mir stehender Kosak kratzt sich am Kopf und sagt: es ist Zeit das Pferd zu tränken, worauf er sich drückt. Ein anderer hat notwendig mit dem Wachtmeister zu sprechen. Andre, Aufrichtigere, gehen einfach fort mit den Worten: hier darf man nicht bleiben, denn sonst kann man seine Knochen einzeln wieder zusammenlesen. . . .

Um die Mittagszeit gehe ich mit einigen Kameraden am Ufer spazieren, und wir gewahren ein sich nahendes Boot. Wir eilen sämtlich ganz nahe ans Ufer. In der Mitte steht ein Marineoffizier, während die Ruder von Uralkosaken in ihren hohen Pelzmützen gehandhabt werden. Ihre Kameraden drängen sich ungeduldig ans Ufer und erwarten die Landung des Bootes.

Alles gesund?, ruft man von unserer Seite. Gorschkow ist tot!, hört man die dumpfe Antwort. Die Menge verstummt wie auf einen Schlag. Es ist der erste Gefallene, den sie zu Gesichte bekommen. Das Boot legt an, die Leute treten

näher, der tote Kosak wird von seinen Kameraden hinaufgetragen.

Solch ein junges Blut noch, hört man die Menge flüstern. So wie der mit einem weissen, blutigen Tuch umwickelte herabhängende Kopf sichtbar wurde, war es mir, als ob mich ein Schlag berührte, und ich empfand deutlich alle Schrecken des Krieges. Ich sah einen ehemals kräftigen, gesunden Menschen von der Kugel durchbohrt, sein von einem dichten schwarzen Bart umrahmtes bleiches Gesicht, seine muskulösen Hände. Ich sah die umherstehenden, ebenso gesunden und kräftigen Kameraden, schaute in ihre traurigen, verbrannten Gesichter, hörte die Bemerkungen; mit einem Wort, ich beobachtete alle mit der Feder so schwer zu schildernden Einzelheiten des Krieges. Die Häupter der Anwesenden entblössten sich unwillkürlich. Auf allen Gesichtern konnte man eine schwere nagende Empfindung beobachten. . .

Wunderbar, ich habe seither an mehreren grossen Kämpfen teilgenommen, habe hunderte von Toten gesehen, und doch hat dieser eine Gefallene, der mir inmitten einer verhältnismässig friedlichen Situation, ohne den Donner der Kanonenschüsse und Gewehrsalven zu Gesicht kam, einen so besonders erschütternden Eindruck auf mich gemacht. Wie mit einem Male waren alle die glänzenden Träume, alle die Genüsse, mit welchen meine Fantasie das Leben im Kriege ausgemalt hatte, verflogen und vor meinem Auge stand noch lange das mit einem weissen Tucho umhüllte wachsbleiche Gesicht des toten Kosaken. . .

Beim zweiten Sturm auf Plewna kam Wereschtschagin als Ordonnanzoffizier Skobelevs des Jüngeren erstmals ins Feuer. Er schildert uns den kritischen Augenblick wie folgt:

Je näher ich herankomme, desto häufiger vernehme ich das Pfeifen der Kugeln. Nach dem Scharmützel bei Sselwi hatte ich mir eingebildet, Gott weiss wie feuerfest zu sein; als ich aber jetzt unter ein richtiges Gewehrfeuer geriet, merkte ich nur zu bald, dass ich es hier nicht mit Baschi-Bozuku zu tun hatte. Mein Herz zog sich zusammen und stand fast still. Das heftigste Feuer konzentrierte sich aber auf den Hügel, neben welchem Skobelev sich befand. Vermutlich hatte der Feind die Gruppe bemerkt und richtete seine Schüsse hierher. . .

Das ganze Gelände füllte sich immer stärker mit Pulverdampf. Der Anblick war so interessant und grossartig, dass ich mich nicht hätte von ihm trennen können, wären nicht die verdammten Kugeln wie Hummeln herumgeflogen. Auch Granaten krepitierten häufig in unsrer Nähe. Ich fühle immer mehr, dass meine Seele Furcht beschleicht. Verstohlen blicke ich nach Skobelev hinüber; was der wohl für ein Gesicht macht?

Aber keine Spur von einer Erregung! Der General reckt den Hals aus, hält den Feldstecher fest an die Augen gedrückt und scheint in dieser Haltung wie versteinert. . . .

O, o, o Brüder!, hört man plötzlich von hinten her ein Stöhnen. Ich wende mich um und sehe, bei den Kosaken des Convois herrscht ein wildes Durcheinander. Einige Leute sind von den Pferden gesprungen und machen sich um einen stark blutenden Kameraden zu schaffen; der General blickt nur auf einen Augenblick hin und ruft ärgerlich: weiter auseinander reiten!, worauf er seine Augen wiederum in sein Glas versenkt.

Ist der Mensch denn wirklich von Stein oder gefeit, dass er sich vor gar nichts fürchtet?, geht es mir durch den Kopf und ich beginne ärgerlich auf mich zu werden, dass ich mich unaufgefordert in die Gefahr begeben habe (W. war nämlich an jenem Tage dienstfrei, hatte aber um die Erlaubnis gebeten, mitreiten zu dürfen). Sehr verführerisch winkt mir das Bild, wie jetzt mein Chef ruhig unter dem Baum auf der Burka liegt und sanft schläft. Scheusslich, infam!, räsionierte ich, was bist du für ein elender Wicht, dass du das Pfeifen der Kugeln nicht ertragen kannst. Dabei beobachtete ich mit Neid meinen Bruder, dessen Gesicht ebenso wenig wie das Skobelevs (dieser Bruder, Sergei W., war als Zivilist in das Gefolge des Generals eingeteilt worden und leistete Adjutantendienste) eine Spur von Nervosität oder Besorgnis zeigt. Ja, er scheint die Situation von einer noch heiteren Seite zu nehmen als der immerhin ernst blickende General.

Als Sergei mit einem Befehl abritt, ging ihm unser Gewährsmann nach. Während wir so weiter ritten, erzählt er, wurden wir immer von vorüberschwirrenden Kugeln belästigt. Plötzlich fragte er mich gutmütig lächelnd: Nun Freund, du fühlst dich hier wohl nicht recht am Platze, was?

Was hat er zu lachen?, denke ich, und was hat er überhaupt hier zu suchen? Mit mir ist etwas anders, ich bin im Dienst. Aber er, ein Zivilist. Wenn sie ihn totschiessen, dankt ihm kein Mensch dafür! Ich wurde ordentlich ärgerlich auf meinen Bruder, nicht nur, weil er sich unnütz der Gefahr aussetzte, sondern noch mehr, weil er mich augenscheinlich an Mut und Kaltblütigkeit übertraf und wie es schien, sogar innerlich meiner Zughaftigkeit wegen verspottete. Sollte er irgend etwas in meinem Gesicht gelesen haben? So denkend, nehme ich allen meinen Mut zusammen, eile Sergei nach und nehme die Führung.

Die Erzählung ist charakteristisch und symptomatisch zugleich. Sie zeigt uns zunächst, wie

ausserordentlich verschieden die Menschen auf die Gefahr, insbesondere auf das Feuer, reagieren, wie der stärker Reagierende sich zusammennimmt, weil er ein Vorbild vor sich sieht, dem er nach-eifern möchte und wie er in Wut gerät, dass andre feuerfester sind wie er. Der Erzähler befand sich im wirksamen Feuer, das Treffer erzielte, das also als gefährlich erkannt wurde. Im Gegensatz dazu hebt unwirksames und über-hastetes Feuer die Moral des Beschossenen. Auch dafür liefert uns Wereschtschagin ein hübsches Beispiel. Es war bei Anlass des Scharmützels bei Sselwi, das er zuerst zu bestehen gehabt hat, als die Kosaken gegen Irreguläre plänkel-ten, die sich beständig zurückzogen. Hier, meint er, lernte ich zum erstenmal das Pfeifen der Kugeln kennen. Ich höre ein Summen über meinem Kopf wie von einer Biene, und wenn mir nicht einer der Kosaken gesagt hätte, was das für eine Art Vogel sei, hätte ich die Kugeln vielleicht noch lange für Bienen gehalten. Also so klingt das, denke ich, und fühle eine Art Stolz, dass ich, obwohl mitten im Feuer, doch keine Angst habe. Ja ich reite weiter vorwärts und fürchte mich nicht. Und auch meinen Kosaken rufe ich aufgeräumt zu: Vorwärts, Brüder, vorwärts! Was wollen wir das Gesindel noch lange betrachten? Treibt die Pferde an, zielt gut und schiesst ordentlich! . . .

Welche schrecklichen Folgen einabgeschlagener Angriff für den Geworfenen haben kann, d. h. wie dabei alle Ordnung verloren geht und der Selbsterhaltungstrieb alles andre ertötet, wird uns in einer Episode nach dem zweiten Plewna erzählt:

. . . Nach einem Marsch von etwa drei Werst sehen wir in der Ferne eine Anzahl weisser Gegenstände hie und da zerstreut auf dem Felde stehen.

Näher gekommen, erblicken wir etwa 50 Tragbahnen mit schwerverwundeten Unsrigen, die, ohne Träger, mit weissen Laken bedeckt, unordentlich mitten auf dem Felde zurückgelassen sind. Einige der Verwundeten waren bereits tot, andre im Sterben begriffen mit allen schrecklichen Zeichen der nahenden Auflösung.

Eine Masse von Fliegen umschwärmte die Unglücklichen und hielt bei der glühenden Hitze ihr schauriges Mahl.

Erst jetzt wurde uns die ganze Lage klar. Kein Zweifel mehr, unsre Truppen sind geschlagen und laufen davon, alles, ja sogar die Verwundeten hinter sich zurücklassend. Eine solche Katastrophe hatte niemand von uns auch nur geahnt und lange gingen wir entsetzt und unsrer Betrübniß Luft machend, von einer Bahre zur andern. Endlich aber kamen wir zur Besinnung: wir liessen die Toten begraben, luden die noch

Lebenden auf unsre Wagen und transportierten sie weiter. . . .

Nach dem dritten Plewna räumten die Russen das Schlachtfeld auf. Wereschtschagin kommt zufällig dazu. Er schildert sehr anschaulich den Eindruck, den ein Massenbegräbnis auf ihn macht.

Gütiger Himmel, was war das für ein Grab! Eins von so ungeheurer Ausdehnung hatte ich noch nie gesehen, etwa 20 Klafter lang und 8 Klafter breit. Der an den Rändern frisch aufgeworfene rote Kies stach lebhaft gegen den sonst staubgrauen Boden ab. Näher gekommen, bleibe ich stehen. Die Soldaten und der Pope sind so beschäftigt, dass sie mich kaum bemerken. Der Pope singt einen düstern Grabgesang. Mit beklommenem Herzen sehe ich in die tiefe Grube, deren Boden bereits dicht mit Leichen bedeckt ist. In ihren dunkeln Uniformen liegen sie so dicht nebeneinander, dass man kaum eine Hand dazwischen stecken kann. Und sonderbar genug: alle Leichen nicht mit dem Gesicht nach oben, sondern nach unten! Man hatte sie wie eine Art Ware verpackt, namentlich, um damit mehr Platz zu gewinnen. Die zweite Schicht, so schloss ich, kam wohl mit den Gesichtern nach oben, die dritte umgekehrt usw. Viel fragen wollte ich nicht, der Verwesungsgeruch war zu unerträglich. Auch weiter längs des Weges lagen reihenweise unsre Toten, einer neben dem andern. Man hatte sie einzeln in der Umgegend zusammengesucht, um sie in ein gemeinschaftliches Grab zu betten.

Gerechter Gott, welchen erschütternden Eindruck machten diese sprachlosen Opfer! Eine unbeschreibliche Wehmut ergriff mich, ich hätte weinen mögen wie ein Kind!

Warum mussten sie sterben? Hatten sie es mehr verdient als andre? Warum liege ich nicht auch bei ihnen oder jene beiden Soldaten dort, die in ihren von der Sonne ganz vergilbten Uniformen mit solcher Teilnahmslosigkeit ihre eisernen Spaten brauchten und die Rücken ihrer unten liegenden Kameraden mit Sand beschütteten?

Wie oft passierte es mir in diesem Kriege, Massen von Toten zu Gesicht zu bekommen und immer bemühte ich mich, so schnell wie möglich an ihnen vorbei zu reiten. Sowie ich aber nur eine Minute halten blieb und einen betrachtete, so hielt mich eine gewisse magische Gewalt fest und ich musste auch die andern Gefallenen mustern, um den Ausdruck des Schmerzes und der Qual in ihren Mienen zu studieren.

Mit schwerem Herzen ritt ich weiter, aber so elastisch ist das menschliche Gemüt: kaum dass ich einige Schritte an den Gefallenen vorüber war und die mich umgebende schöne Natur, die reinere

Luft auf mich einwirken liess, wurde es auch in meiner Seele leichter und ruhiger . . .

Weiter hinten kommt unser Offizier wiederum auf die moralische Wirkung des Feuers zuzusprechen und bemerkt darüber:

. . . Von einem etwa 5 Werst entfernten Hügellande blitzten die Schüsse der türkischen Geschütze auf, weiter links ebenfalls und ich komme dem fatalen Donner immer näher. Unsre Truppen sind noch nicht sichtbar. Ich gerate immer mehr in einen nervösen Zustand und denke immerfort, ob ich nun wohl bald in den Schussbereich dieser Kanonen komme. Aus frühern Gefechten her erinnere ich mich nur zu gut, dass die Nähe des feindlichen Feuers und der Aufenthalt unmittelbar in seinem Bereich zwei ganz verschiedene Dinge sind. Wenigstens war mir das immer so erschienen. So lange man noch nicht die Kugeln sausen hört, fühlt man sich, wenn auch nicht ganz, so doch ziemlich ruhig und standhaft. Sowie aber nur ein Geschoss über einem hinwegfliegt, so ist die Stimmung sofort eine veränderte; man fühlt im Magen eine Art Uebelkeit, über den ganzen Körper verbreitet sich Frostgefühl und eine gewisse Apathie. Ich muss bei dem Gedanken lachen, aber damals vor dem Examen im Latein hatte ich eine ganz ähnliche Empfindung auszustehen.

Ein hübsches Intermezzo sei schliesslich hier auch noch festgehalten. Es handelt sich um eine Szene aus dem Drama „Die Einnahme von Lotscha.“ Wereschtschagin war damals wieder Adjutant des Oberbefehlshabers:

Wereschtschagin!, ruft mich der General, sehen Sie dort das weisse Häuschen in der Nähe der Geschütze? Sorgen Sie dafür, dass es sofort abgebrochen wird, denn es erleichtert dem Feinde das Zielen.

Ich steige schnell vom Pferde und mache mich auf den Weg. Je näher ich unsren Geschützen komme, desto häufiger schlagen die Granaten um mich her ein. Dort fliegt eine, näher, näher, man hört deutlich das Sausen. Mein Herz ist nahe daran, stille zu stehen und es ergreift mich ein ungestümes Verlangen, mich hinzusetzen oder niederzulegen, um auf diese Weise dem Getroffenwerden zu entgehen. Gleichzeitig aber geht es mir durch den Sinn: ei wenn der General es sieht, was wird er sagen? Er wird mich für einen Hasenfuss halten! Und auch die Kameraden beobachten sicher jeden meiner Schritte und geben Acht, ob ich mich bücke. — Da kriecht schon wieder ein solch widerwärtiges Geschoss nur einige Schritte von mir. Ich bleibe unwillkürlich stehen, kneife die Augen zu und denke, mein letztes Stündchen hat geschlagen. Sch—sch, sch—sch, schwirrt mir ein Sprengstück um die Ohren, wie ein grosser junger Vogel, der sich aus einem in

unsrer nächsten Nähe befindlichen Neste aufschwingt.

Lauf zu, lauf zu!, raunt mir die Furcht zu. Nein, nein, tue es nicht, du wirst gesehen!, warnt gleichzeitig eine andre Stimme. Dabei fühle ich in den Beinen eine Schwäche, so dass ich über die geringsten Hindernisse stolpere. Alle meine Kräfte zusammennehmend, um mich aufrecht zu erhalten und mich nicht zu bücken, gehe ich in demselben Tempo bis zur Infanteriebedeckung, von wo aus man die Geschütze deutlich bei der Arbeit sehen konnte.

Dicht aneinander gedrängt, mit umgehängten Brotsäcken, das Gewehr in der Hand, sitzen die Soldaten zaghafte da, als ob sie darüber nachdächten, wen von ihnen wohl die nächste in die Kompanie einschlagende Granate treffen würde.

Wo ist der Kompanieführer?, frage ich halblaut, um das allgemeine Schweigen nicht zu unterbrechen.

Hier!, antwortet jemand zögernd. Und der Betreffende, ein grosser, blonder, sonnengebräunter Stabskapitän mit langem Schnurrbart erhebt sich lässig und kommt mir einige Schritte entgegen. Nachdem er meinen Auftrag angehört, ruft er gedämpft: Feldweibel!, welches Wort von den Soldaten vorsichtig weiter gegeben wird. Ein strammer, martialisch aussehender Feldweibel springt auf und eilt etwas gebückt, als ob er jeden Augenblick fürchte, mit dem Kopf irgendwo anzustossen, zu seinem Chef.

Kommandiere schnell zehn Mann mit Aexten, sie sollen die Hütte dort zusammenschlagen, befiehlt gedrückt der Stabskapitän, legt dann die Hand zum Gruss an den Mützenschirm und begibt sich ohne weitem Wortwechsel an den Platz zurück, auf dem er schon vom frühen Morgen an unbehelligt gegessen hatte und den er deshalb ohne allen triftigen Grund für besonders sicher halten mochte.

Der Feldweibel nennt schnell die Namen einiger ihm zunächst befindlichen Leute, wobei er sie leicht an der Schulter berührt, und ruft ihnen zu: Vorwärts, schnell mit den Aexten jene Hütte zusammengesohlen! der Herr Offizier wird euch führen.

Auch der Feldweibel hat es eilig. Augenscheinlich drängte es ihn ebenfalls, schnell seinen Platz zu erreichen, wo er sich sicherer als sonst wo glaubte.

Die Soldaten ihrerseits laufen, die Aexte schwingend, hastig vorwärts.

Das auf Balken stehende hölzerne Häuschen fällt unter ihren kräftigen Hieben bald zusammen. Im nämlichen Augenblick aber, als der Einsturz erfolgt, schlägt eine Granate hinein und kriecht. Eine hohe, dichte, mit Sand und Erde untermischte Rauchwolke erhebt sich vor unsern Augen und

gleichzeitig ertönt der durchdringende Schrei: Eine Tragbahre her, Alexejeff ist verwundet!

Das Häuschen ist dem Erdboden gleichgemacht. Die Soldaten eilen über Furchen und Gräben fortspringend zu ihrer Kompanie zurück. Hinter mir her wird fast im Laufschrift Alexejeff getragen. Die feindlichen Geschosse scheinen uns zu verfolgen und krepieren in jedem Augenblick. Nur die Nähe des mit seiner Suite immer noch auf demselben Hügel befindlichen Generals hält mich ab, eine schnellere Gangart einzuschlagen. Glücklicherweise werden die Granaten seltener und seltener, die Feuerzone ist passiert.

Euer Exzellenz, der Befehl ist ausgeführt, melde ich, bemüht, mich dabei so ruhig und kaltblütig wie möglich zu zeigen; nur ein Soldat ist verwundet, fügte ich, auf die Tragbahre weisend, hinzu.

Ach, belästigen Sie mich nicht mit solchen Kleinigkeiten!, fährt mich Skobelew ganz unerwartet an. Lassen Sie den Verwundeten weiter von den Truppen fortschaffen, es macht sonst einen schlechten Eindruck. Und schon nachdem ich wieder mein Pferd bestiegen hatte, ruft er mir noch gereizt nach: Daran hätten Sie auch selber denken können!

Die ohne Schminke geschriebenen persönlichen Erlebnisse und Empfindungen sind überaus lehrreich. Sie beweisen uns aufs neue, dass die moralische Erziehung des Soldaten nicht vernachlässigt werden darf, sondern, dass es eine Hauptsache ist, den Mann zu Pflichtbewusstsein und Pflichtgefühl im grossen, wie im kleinen zu erziehen. Nur, wer auch in der Stunde der Gefahr ausharrt, wird siegen, besonders in unserm Zeitalter der Nervosität. Die Neurasthenie, von der heutzutage so viel die Rede ist, sagt Dubois in seinem wundervollen Werk „Selbsterziehung“ (Bern, Verlag von A. Francke 1909), sie ist keine Krankheit, die uns befällt wie etwa der Rheumatismus oder die Tuberkulose; sie ist vielmehr die seelische Schwäche, die wir Menschen unsern angeborenen und ererbten Mängeln, unsrer falsch geleiteten Erziehung und den schädlichen Einflüssen verdanken, welche während unsrer ganzen körperlichen und geistigen Entwicklung auf uns einwirken. Sie ist keine Schwäche der Nerven, sie ist in erster Linie eine geistige Schwäche.

Und an einer andern Stelle im nämlichen Buche, wo der geistreiche Verfasser von der „Tapferkeit“ redet, meint er, gewissermassen in Bestätigung der Gedanken Wereschtschagins:

Entmutigung ist unter allen Umständen eine schlimme Sache. Sie erschwert alle Lebenslagen . . . Entmutigung ist ein giftiges Getränk und schon der erste Schluck davon schmeckt bitter — zwei triftige Gründe, um nicht daran zu rühren! Die Vorstellung, dass die Mutlosigkeit ein Gift sei,

muss in dem Spiel unsres Verstandes die Rolle einer die Richtung bestimmenden Billardbande sein Wir müssen in unsrer Seele immer und immer wieder die Idee der Tapferkeit wecken, stets aufs neue das Feuer der Fackel anfachen, die uns als Führer, als Wegweiser voranleuchtet. Die Kraftidee muss sich auf dem Grunde unsrer Seele einwurzeln, stets bereit, im gegebenen Falle unsre ganze Energie auszulösen. Je nach dem Grade der geistigen Veranlagung nimmt das Ansammeln ethischer Grundsätze längere oder kürzere Zeit in Anspruch. Die geistigen Vorstellungen, die man uns beibringt, gleichen dem feinen Sande, den man auf eine Wasserfläche wirft; er schwimmt zunächst einige Augenblicke obenauf, dann sinkt er allmählich mehr oder weniger langsam in die Tiefe und breitet sich als Bodensatz aus. So auch die geistigen Vorstellungen. Mögen sie noch so einfacher Art sein — und kann man sich eine einfachere denken als die Nutzlosigkeit und Schädlichkeit der Entmutigung? — sie bleiben trotzdem lange an der Oberfläche unsres Verstandes. Erst mit der Zeit sinken sie unter und bilden zuletzt den dichten Bodensatz, der unser Gewissen, unsre sittliche Persönlichkeit ausmacht. Jetzt erst beginnt die zum Gefühl gewordene Vorstellung auf uns einzuwirken und verleiht uns eine Kraft, die wir uns niemals zgetraut hätten.

Es genügt nicht, gegen die Mutlosigkeit anzukämpfen. Wir müssen jenen Mut erlangen, den just die Schwierigkeiten entfachen. Wie ein edles Rassenpferd müssen wir mit um so mehr Feuer das Hindernis zu nehmen suchen je höher es ist.

Leicht ist es keineswegs, stets diese unerschütterliche Tapferkeit zu bewahren Sie entsteht oft geradezu aus einem Uebermass von Entmutigung . . . Wie ein von Natur furchtsames Tier, das sich von allen Seiten in die Enge getrieben sieht, machen wir kehrt und bieten den Schwierigkeiten die Stirn

Unentwegt und unverdrossen müssen wir an der Erziehung unsrer Soldaten zu tapferen, pflichtgetreuen Menschen arbeiten. Das Ziel ist ein hohes und schönes, der Weg aber ein dornenvoller. Um es zu erreichen, ist vornehmlich eines notwendig: wir müssen uns selber erziehen, wir müssen an uns selber feilen, wie Wereschtschagin das auch gemacht hat. Dabei helfen uns mächtig gute Beispiele, wie wir das deutlich am Einflusse Skobelews auf seine Umgebung gesehen haben. Unser Exerzierreglement für die Infanterie 1908 hat deshalb vollkommen recht, wenn es in Ziffer 16 sagt:

Die Persönlichkeit des Vorgesetzten ist im Frieden wie im Kriege von massgebendem Einflusse auf das

Verhalten der Untergebenen. Der Vorgesetzte verschafft sich Ansehen und Zutrauen durch . . . festes, ruhiges und sicheres Auftreten, durch tatkräftiges Wesen . . . Seine Haltung und sein Beispiel wirken vorbildlich . . .

Einer der Kernsätze in unsrer Schiessvorschrift für die schweizerische Infanterie 1905 erhält durch Wereschtschagins Aufzeichnungen eine treffliche Illustration; ich meine Ziffer 374: Wirkungsloses Feuer drückt den Mut der eigenen Truppen nieder und hebt die Zuversicht des Feindes. Man vergleiche das Scharmützel von Sselwi! Das aber sollte uns Leitstern und Wegspruch für die Schiessausbildung sein und bleiben. Um das zu erreichen, d. h. um sicherzustellen, dass jeder abgegebene Schuss ein Treffer sein muss, weil der Mann ihn haben will, gehört aber mehr als nur sorgfältig betriebene Uebungen auf bekannte Entfernungen vor der Scheibe — sie sind allerdings unerlässliche Vorbedingung, *conditio sine qua non* für den Erfolg — es gehört dazu vornehmlich beständige Augengewöhnung unter erschwerten äusseren Umständen. Hier müssen wir unablässig nicht nur im Dienst, sondern auch ausserhalb der militärischen Zeit an uns arbeiten. In der Aufregung leiden wir so wie so leicht an Sehstörungen und da sollte alles getan werden, um diese wirkungslos zu machen.

Doch ich will nicht breiter werden. Unter allen Umständen liegen die Vorbedingungen für den kriegerischen Erfolg nicht allein auf physischem, sondern auch auf psychischem und moralischem Gebiet. Selbstzucht und Erziehung sind die zwei Faktoren, ohne welche der soldatische Wert einer Truppe gering ist. Unser Streben muss demnach dahin gehen, Charaktere zu erziehen, die auch in den stürmischen Wechselfällen des nervenschwächenden Ringens Charaktere bleiben. M.

Eidgenossenschaft.

Eidgenössische Militärbibliothek. (Diese Bibliothek steht allen schweiz. Offizieren unentgeltlich zur Verfügung. Briefe und Pakete bis zum Gewicht von 2 kg sind portofrei.)

Hauptsächliche Anschaffungen
März — April 1909. (Schluss.)

- | | |
|---|---|
| <p>E 623. Gertsch, F.: La guerre russo-japonaise 1904/1905. 1re partie. Traduit par Victor de Graffenried. Berne 1907. Manuscrit fol.</p> <p>E 624. Rosen, E.: In der Fremdenlegion. Erinnerungen und Eindrücke. 4. Aufl. Stuttgart o. J. (1909) 8.</p> <p>Ga 97. Verdy du Vernois, J. v.: Studien über den Krieg. III. Teil. Strategie. 8. Heft. Strategischer Aufmarsch. Berlin 1909. 8.</p> <p>He 47. Hearne, R. P.: Der Luftkrieg. Berlin 1909. 8.</p> <p>Jb 45. Fritsch, Frhr. G. v.: Der Felddienst der Kavallerie mit Berücksichtigung der Felddienstordnung von 1908. Berlin 1909. 8.</p> <p>Jc 55. Héring, P.: Deux conférences sur l'artillerie de campagne à l'usage des officiers de toutes armes. Paris 1909. 8.</p> | <p>Jd 227. Les mitrailleuses à l'étranger. Tactique et organisation. Paris 1908. 8.</p> <p>Je 60. Hoppenstedt, J.: Taktische Besprechungen im Gelände. Ein taktisches Hilfsbuch für Offiziere aller Waffen. Berlin 1909. 8.</p> <p>Ka 81. Haslingen, v.: Ausbildung für den Krieg. Berlin 1909. 8.</p> <p>Kc 38. Zdarsky, M.: Alpine (Lilienfelder) Skifahr-Technik. Eine Anleitung zum Selbstunterricht. 4. Aufl. Berlin 1908. 8.</p> <p>Lb 454. Roskoten: Die heutige Feldartillerie (mit Rohrrücklauf). Ihr Material, techn. Hilfsmittel, Schiessverfahren, Organisation und Taktik. Berlin 1909. 8.</p> <p>Lb 455. Deport: Canon à tir rapide. Le matériel de campagne français et le matériel allemand. Paris s. a. (1909). 8.</p> <p>Na 54. Klein: Etude sur le rôle du génie en campagne. Paris 1908. 8.</p> <p>Nb 214. Frobenius, H.: Kriegsgeschichtliche Beispiele des Festungskrieges aus dem deutsch-französischen Kriege 1870—71. 12. Heft. III. Der belagerungsmässige (förmliche) Angriff. Festungskrieg und Festungskampf (Belagerung). (Schluss des Werkes.) Berlin 1909. 8.</p> <p>Nb 251. Fritsch: Der Festungskrieg. 2. Aufl. Berlin 1909. 8.</p> <p>Nb 262. Rath, P.: Schädlicher und nützlicher Einfluss der Festungen auf die Kriegführung. Dargestellt an den Kriegereignissen im Bereiche des venezianischen Festungsvierecks von 1796 bis 1866. Wien 1909. 8.</p> <p>Nb 263. Randewig, R.: Aufgaben für den Unterricht in der Befestigungslehre mit Lösungen und Skizzen für Offiziere aller Waffen. Berlin 1909. 8.</p> <p>O 44. Till, V.: Die Umwandlung des Getreides in Brot, mit Berücksichtigung der Armeeverpflegung mit Brot im Frieden und im Kriege. Graz 1894. 8.</p> <p>Pa 290. Bruppacher, J.: Beobachtungen über Schussverletzungen mit besonderer Berücksichtigung der Röntgen-Diagnostik. Zürich 1905. 8.</p> <p>Pa 291. Riedinger, F.: Ueber die Wirkung moderner Projektile. Würzburg 1909. 8.</p> <p>Q 100. Meier, H.: Die Zäumung des Reitpferdes. Eine Abhandlung zum Gebrauche für Offiziere und Berufsreiter. Stuttgart 1909. 8.</p> <p>R 198. Stavenhagen, W.: Der gleislose Kraftwagen in militärischer Beleuchtung. Oldenburg i/Gr. 1907. 8.</p> <p>R 199. Bernhardt, R.: Die schweizerische Ostalpenbahn in histor., techn., kommerzieller und volkswirtschaftlicher Beleuchtung. Teil II: Die Greinabahn. — Vergleichen mit der Splügenbahn. Zürich 1905. 4.</p> <p>R 200. Technisches von der Albulabahn. Zürich 1904. 4.</p> <p>R 201. Bernhardt, R.: Das Eisenbahnprojekt Donau-eschingen-Schaffhausen (Randenbahn). Bern 1908. 4.</p> <p>Sb 502. Die Schweiz. Hrsg. von der Bibliothek des geogr. Lexikons der Schweiz. Neuenburg 1909. 8. Mit Atlas.</p> <p>Sb 504. Schmid, H.: Spaziergänge in Tessin. Frauenfeld 1909. 8.</p> <p>Sb 505. Siegfried, J. J.: Die Gletscher der Schweiz, nach Gebieten und Gruppen geordnet. Für die Mitglieder des S. A. C. als Manuscript gedruckt. Zürich 1874. 8.</p> <p>Ud 60. Hoderlein, A.: Anleitung zum Krokieren, Kartenlesen und für Geländeerkundung. 5. Aufl. Würzburg 1909. 8.</p> <p>Vb 24. Acta Borussica. I. Bd. Naudé, W.: Die Getreidehandelspolitik der europäischen Staaten vom 13. bis zum 18. Jahrhundert. Berlin 1896. 8.</p> |
|---|---|